

Immer häufiger lautet die Vorgabe bei Ausschreibungen «einheimisch und standortgerecht». Diese Forderung stösst im Siedlungsraum an Grenzen. Eine Betrachtung aus Sicht der Pflanzplanung über den komplexen Knoten aus Neophyten, Artenschutz und Gartenkultur. In einem zweiten Blick werden Argumente, Werte und Fakten beleuchtet.

Text und Bilder: Ute Rieper, Landschaftsarchitektin, Pflanzplanung, Basel



Differenziertes Mähregime in einer Wohnüberbauung: Langes Gras dient Hummeln und Tagfaltern als Unterschlupf und Kinderstube.

«Bitte einheimisch und standortgerecht»

Etwas pointiert zusammengefasst, stellt sich die Situation des Naturschutzes und der Kulturlandschaft folgendermassen dar: Nachdem während der letzten rund 150 Jahre eine Kombination aus Industrie, Landwirtschaft, menschlicher Bautätigkeit und allgemeiner Technisierung die traditionelle Kulturlandschaft so richtig aufgemischt hat, was ein fortschreitendes Artensterben in Gang gesetzt hat, dürfen jetzt zur Wiedergutmachung nur noch einheimische Pflanzen in den Gärten und Siedlungen gepflanzt werden, um alles zu retten. Der Feind, so Vertreter des Arten- und Naturschutz, ist identifiziert: Fremdländische Pflanzen (von traditionellen Planern auch Gartenpflanzen genannt) sind schlecht für die heimische Fauna, ihre fortgesetzte Verwendung ist quasi amoralisch und unverantwortlich.

Der Konflikt besteht schon länger, wie Veröffentlichungen von Dieter Kienast, Ingo Kowarik, Hansjörg Gadiant und Ken Thompson verdeutlichen, um nur einige zu nennen. Thompson, Professor für Pflanzenökologie in Sheffield, selber Gärtner und Kolumnist, hat unter ande-

rem mehrere Büchern zu den komplexen Themen Artenschutz, fremdländische Arten und «naturnahes Gärtnern» – auf Englisch «wildlife gardening» – verfasst. Sehr entspannt und sachlich legt er dar, wo die Ökologie mehr auf Werten und Wunschenken basiert, wertet Studien von Fachkollegen aus und forscht selber zur Frage, was Biodiversität im Siedlungsraum positiv beeinflusst.

Typische Positionen des Artenschutzes, die die Autorin im Planungsalltag wiederholt angetroffen hat, werden nachfolgend den Forschungsergebnissen und Aussagen der erwähnten Autoren gegenübergestellt.

Der Wert des Einheimischen

Ken Thompson legt in seinem Buch «Where do Camels belong» anhand verschiedener Beispiele und Überlegungen dar, wie sich die heutige mehrheitlich geltende, fast orthodoxe Position der Artenschützer entwickelt hat. Seiner Einschätzung nach mündete die scharfe Abtrennung des Menschen und seines Wirkens von der übrigen Natur im Modell eines fiktiven, idealisierten Urzustands. Zeitlich ist die-



Ersatznatur: Die angesäte Ackerbegleitflora wird im Folgejahr weitgehend verschwunden sein.



Entscheidend ist die Strukturvielfalt. Solche immergrüne Wüsten taugen nur bedingt als Lebensraum.

ser irgendwo vormenschlich oder vorindustriell einzuordnen. Dieser Urzustand stellt laut Thompson eine Momentaufnahme dar und ist ein kurzer und auch letzter Moment, in dem alle Arten genau dort sind, wo sie sein sollten – und zukünftig bleiben sollten. Alle Veränderungen und Abweichungen von diesem Zustand könnten in dieser Logik nur negativ sein.

Literatur

- Kienast, Dieter: Stadt und Land lesbar machen, gta Verlag 2016, Zürich, 432 S.
- Kowarik, Ingo: Biologische Invasionen: Neophyten und Neozoen in Mitteleuropa. Ulmer, Stuttgart (2010), 2. Aufl., 492 S.
- Thompson, Ken: No Nettles Required. Eden Books (2006), ca. 192 S. (E-Buch)
- Thompson, Ken: Do We Need Pandas? Green Books (2010), 160 S. (E-Buch).
- Thompson, Ken: Where Do Camels Belong? Profile Books (2015), Ltd, 272 S (E-Buch)
- Gadiant, Hansjörg: «Einheimische» Pflanzen? TEC21, publiziert 12.01.2012 (espazium.ch/einheimische-pflanzen)
- Die ausführliche Studie Ken Thompsons (englisch): bugs.group.shef.ac.uk/BUGS1/updates.html

Aus der Logik des «Momentaufnahmenkonzeptes» ergibt sich ein Schwarz-Weiss-Blick auf die Welt. Einheimisch = gut, fremdländisch = schlecht werde durch den Fokus auf eine relativ kleine Gruppe von Arten gerechtfertigt, die tatsächlich in ihren neuen Heimatländern ökonomischen und ökologischen Schaden anrichteten. Allerdings ignoriert diese Position die grosse Mehrheit von harmlosen oder sogar nützlichen Arten, allen voran von Nutztieren und Feldfrüchten.

Was der Artenschutz schützt

Anders als von beiläufig naturinteressierten Laien angenommen, geht es dem Artenschutz nicht um die «unberührte Natur». Seine Schützlinge sind hoch spezialisierte Kulturfolger der vorindustriellen Landwirtschaft, ungefähr seit der neolithischen Revolution bis grob zum 18. Jahrhundert. Die Böden waren ausgehagert und übernutzt, Vieh weidete in den Wäldern, frass die Baumsämlinge und sorgte für die malerisch-lichten Wälder. Insgesamt fand eine stetige Nährstoffentnahme statt. Unter diesen extremen Bedingungen siedelten sich wärme- und lichtliebende Arten an. Und als dann schrittweise das Vieh aufgestellt wurde, Dampfpflüge und Trecker erfunden und Dünger eingeführt wurden, gab es in relativ kurzer Zeit drastische Veränderungen. Heutige Artenschutzmassnahmen simulieren alte Wirtschaftsformen, um geeignete Lebensbedingungen für

spezialisierte Tagfalter, Vögel und Wildblumen zu erhalten. Und wäre das nicht schon genug Arbeit, gibt es einen stetigen Nährstoffeintrag von Stickstoff aus der Luft, der aus Abgasen und Stallluft stammt. Durch diese kontinuierliche Aufdüngung werden die extrem kargen Magerrasen allmählich bewohnbar für stärker wüchsige, weit verbreitete Arten.

Es ist vor allem der Schwund extremer Standorte, der das Artensterben verursacht. Der klimawandelbedingte Temperaturanstieg ist ein weiterer Faktor, der die ohnehin dünnen Erfolgsaussichten schmälert. Ein Blick auf die Artenzahlen zeigt, dass trotz massiven Anstrengungen und grossen Investitionen der Trend zum Artenschwund ungebrochen ist. Hier müsste sicher über die industrialisierte Landwirtschaft diskutiert werden, was aber den Rahmen des Artikels sprengen würde.

Fremd versus heimisch – und die Standortgerechtigkeit?

Und damit geht es um das nächste Gegenargument: «Invasive Neophyten sind eine Hauptursache für das Artensterben». Das trifft vor allem für Inselbiotope zu, die durch ihre Isolation besonders anfällig sind. Für Mitteleuropa gibt es laut KOWARIK (2010, S. 375) keinen dokumentierten Fall, dass invasive Neophyten zum Aussterben einer Art geführt hätten. Allerdings betont er auch, dass es keinen Grund zur völligen Entwarnung

gibt. Häufig sind Problemneophyten vor allem Indikatoren für veränderte Standortbedingungen. Indem dann invasive Neophyten und harmlose Gartenpflanzen in einen Topf geworfen werden, möchten Naturschutzverbände und Behörden alle Exoten weitgehend verbannen. Möglichst überwiegend sollen einheimische Pflanzen verwendet werden, um das Artensterben zu stoppen. Im Umkehrschluss steht der Generalverdacht im Raum, dass alle Neophyten schädlich für die heimische Flora und Fauna seien.

Es ist sehr problematisch, wenn Gartenpläne und Siedlungsgrün über den gleichen Kamm geschoren werden wie Projekte in der freien Landschaft. In der Kulturlandschaft ist es sinnvoll, einheimische, regionaltypische Gehölze und Saatmaterial zu verwenden und dabei auch auf die Herkunft des Pflanzmaterials zu achten. Aber bei Siedlungsgrün sind noch etliche andere Nutzungsinteressen zu beachten. Besonders an innerstädtischen Standorten entsprechen die Bedingungen keinem Standort der heimischen Flora. Die Böden sind meist sehr stickstoffhaltig und gestört. Sie haben einen geringen Humusanteil, Sommertrockenheit und Hitze herrschen vor, Gebäudeschlagschatten und pralle Sonne wechseln sich ab. Für solch schwierige Standorte braucht es dringend dekorative Spezialisten, die auch dort gedeihen, wo anspruchsvollere Waldkräutlein vergilben würden.

Ist ein «nur einheimischer Garten» noch ein Garten?

Kowarik merkt an, dass ein Garten, der quasi aus einem Ausschnitt der umgebenden Landschaft besteht, die Idee des Gartens ad absurdum führt. Grünflächen in Siedlungen unterliegen noch anderen Nutzungsinteressen wie der Beispielbarkeit des Rasens oder ästhetisch-gestalterische Zierwirkung. Gadiant weist auf den Gartenwert hin, der beliebten Gartenpflanzen innewohnt: Sie seien erstens eingeführt, zweitens eine Mutation von einheimischen Arten (z. B. weiße Blüte) oder drittens eine züchterische Veränderung einer eingeführten oder einheimischen Art. Und Margeritenwiesen werden seiner Einschätzung nach vor allem als seelisches Trostpflaster verordnet, um die überhitzte Bautätigkeit mit naturnahen Pflanzbildern im Vorgarten oberflächlich zu kompensieren.



Fadenschneidermassaker: Die getrocknete Ähre sichert den Neuanfang der Mäusegerste, einer kurzlebigen Ruderalart.

Was zieht Artenvielfalt in die Gärten?

Lange Zeit herrschte das quasi öko-snobistische Pauschalurteil vor, dass Gärten wertlos für die Fauna seien. Eine Studie von 1995 widerlegt dies (Kowarik 2010, S. 296). Thompson ging mit Philip Warren der Frage nach, wie wichtig der Anteil einheimischer Pflanzen für die Artenvielfalt im Garten ist. Das Ergebnis: Nicht die Herkunft der Pflanzen ist entscheidend, sondern die Strukturvielfalt der Vegetation. Jeder könne auch spezielle Raupennährgehölze pflanzen. Doch dürfe man nicht enttäuscht sein, wenn niemand auftaucht, da besonders die spezialisierten Tagfalterarten oft standorttreu seien. Thompson erklärt, dass durch die Entstehungsgeschichte Nordamerika und Eurasien so lange zusammenhingen, weshalb sie viele gemeinsame Gattungen aufwiesen. Da der Geschmack einer Pflanze von der inneren Chemie abhängt, diese wiederum gattungstypisch sei, würden z. B. Insekten gern auch mit asiatischen oder nordamerikanischen Arten Vorlieb nehmen. Seine konkreten Hinweise für naturfreundliches Gärtnern umfassen Folgendes:

- Zahlreiche Blütenstauden, möglichst lang blühend und zu verschiedenen Zeiten, mit verschiedenen Blütenformen.
- Strukturreichtum durch Hecken, Sträucher, Bäume und Mauern.
- Sonderstandorte wie kleine Tümpel, Totholzhaufen oder Komposthaufen.
- Wenig «Ausputzen», denn die Nahrungskette beginnt bei der Laubzersetzung an der Bodenoberfläche, möglichst Biomasse auf den Flächen belassen.
- Keine Spritzmittel einsetzen, sie beeinträchtigen das Bodenleben und fordern häufig Opfer unter den «unbeteiligten Zuschauern».
- Bereiche mit langem Gras (selten gemäht).
- Nisthilfen für Solitärbiene.

Was in der Praxis geschieht

Bei aller Motivation, Gutes zu tun, ist häufig die begleitende Fachkenntnis gering, was zu folgenden Alltagsbeobachtungen führte (die nachfolgenden Beispiele sind beliebig erweiterbar):

- Eine Buche, die auf einem gesplitteten, neu angelegten Festplatz gepflanzt wird, ganz allein auf weiter Flur in der sengenden Sonne, ist prinzipiell einheimisch, aber dort sicher nicht standortgerecht.
- Die allseits beliebte Trockenrasenmischung ist auf Lehmboden nicht standortgerecht. Der Boden gibt den Standort vor, und nach rund zwei Saisons hat sich das mit der kostspieligen Regio-Saatgutmischung dann auch erledigt.
- Eine Hundsrose für einen kleinen Hausgarten kann nur vorschlagen, wer noch nicht im Kampf gegen fast dreimetrische Jahresruten knapp sein Augenlicht verloren hat.
- Dann wäre da noch der Unterhalt: Eine Fromentalwiese zu heuen, ist Voraussetzung für ihre Langlebigkeit. Schade nur, dass der Abwart keine Ahnung und nur einen Mulcher oder einen Freischneider hat, mit dem man die Wiesenstreifen ratzekahl bis in den Boden schneidet, statt eine optimale Stoppellänge von mindestens 8cm stehen zu lassen.

Fazit

Ken Thompson belegt, dass menschengemachte Gärten mit typischen Gartenpflanzen eine gute Lebensgrundlage für verschiedenste Tiergruppen bieten. Sie sind also nicht nur gut fürs Gemüt und die Schönheit, sondern auch nützlich für die städtische Fauna. Das alles sind gute Gründe, weiterhin die Gartenkultur zu zelebrieren.